

DIE KUH, die sprach zum ZAUN:
ich würd so gern abhau!
Da sprach der ZAUN zur KUH:
da hätt ich auch lust zu.

DER STEIN, der sprach zum HAUS:
Ich halt' dich nicht mehr aus.
Da sprach das HAUS zum STEIN:
Dann stürz' ich eben ein.



Hihi

Ein Dossier, 40 Jahre nach dem Kongress, der Geschichte machte



**Zurück
nach
Tunix**

68 ~~78~~

Tunix war eine Art Start-up-Kongress für die Alternativgesellschaft: Vor 40 Jahren lösten sich die Linken von den Illusionen der 68er. Revolutionshoffnung war gestern, jetzt wurde es konkret

Von Dirk Knipphals

Die taz wäre bestimmt auch ohne den Tunix-Kongress gegründet worden. Ihre erste Christopher-Street-Day-Parade hätte die deutsche Homoszene im Jahr nach Tunix möglicherweise auch so organisiert. Michel Foucault wäre vielleicht auch ohne seinen glamourösen Berliner Auftritt vom intellektuellen Geheimtipp zum einflussreichsten Stichwortgeber in deutschen Philosophieseminaren geworden. Die Frauen, die sich so sehr über die männliche Dominanz auf den Tunix-Podien ärgerten, dass es der Frauenbewegung einen neuen Schub verlieh, hätten sicher auch einen anderen Anlass für solchen Ärger gefunden. Und wahrscheinlich hätte sich die kritische Masse, die die Ökos, die Friedensbewegten und die versprengten Linken der siebziger Jahre erst zu den Alternativen Listen und dann zu den Grünen zusammenfinden ließ, auch ohne Tunix ergeben.

Obwohl – weiß man es?

Nichts ist zwangsläufig in dieser Welt. Für vieles, was neu entsteht, gibt es einen günstigen Zeitpunkt, man muss ihn nutzen, sonst ist die Gelegenheit verloren – Kairos nennt man das. Das Tunix-Wochenende von Ende Januar vor vierzig Jahren in der Berliner Technischen Universität hat viele Alternativprojekte auf die öffentliche Agenda gesetzt, und ihre Akteure, ihre Mitläufer und die Suchenden, die für ihr Engagement noch kein passendes Ziel hatten, hat es darin bestärkt, dass der Zeitpunkt, sie tatsächlich zu verwirklichen, jetzt gekommen war. Wenn möglich wäre ohne Tunix die Gelegenheit ungenutzt verstrichen.

Vielleicht lässt es sich so formulieren: Während im sogenannten Deutschen Herbst mit der Schleyer-Ermordung und der „Landshut“-Entführung die politischen Zeichen auf Frust bis Entsetzen standen, waren gleichzeitig zehn Jahre nach 68 die Fundamente für eine buntere, offenere, alternative Bundesrepublik längst gelegt. Es gab linke Buchhandlungen und Biobäcker, Frauengruppen und AKW-Inis. Und David Bowie lebte gerade in Berlin und inspirierte nicht nur die queere Szene.

Das Fundament für eine buntere, offenere, alternative Bundesrepublik war zehn Jahre nach 68 bereits gelegt. Das Tunix-Wochenende wurde dann zum Richtfest der Alternativkultur
Foto: Raymond Depardon/Magnum
Photos/Agentur Focus



Aber an den Wänden und am Dach des Ganzen wurde noch eifrig gezimmert. Auf diese Situation traf der Tunix-Kongress, diese schillernden, intensiven, antiautoritären drei Tage im Berliner Winter. Sie wurden zu so etwas wie einem Treibhaus oder einem Nährboden oder vielleicht auch zum Richtfest der bundesrepublikanischen Alternativkultur und damit zum Teil der deutschen Gesellschaftsgeschichte.

Insofern ist „40 Jahre Tunix“ keineswegs nur der kleine Bruder oder die kleine Schwester von „50 Jahre 68“. In das Gedenkjahr 2018 bringt Tunix noch eine ganz eigene Farbe. Gegenüber der dogmatischen Linken mit ihren Fraktionskämpfen, ihren K-Gruppen und ihren autoritären Strukturen ging es um Lockerungsübungen.

Entscheidend aber war ein Paradigmenwechsel, der sich eben erst nach 68 vollzog und durch Tunix institutionalisiert wurde: der Wechsel vom Veränderungswillen des Ganzen dazu, die bestehenden Strukturen sozusagen links liegen zu lassen, die in ihnen entstandenen Nischen kreativ zu nutzen und so eine alternative Infrastruktur aufzubauen.

Politisch war 68 noch getragen von prinzipieller Revolutionshoffnung, man glaubte an eine Allianz der Studenten mit der Arbeiterschaft, es ging darum, das System als Ganzes zum Umsturz zu bringen. Zehn Jahre später hatten sich diese Illusionen erledigt. Den Initiativgruppen von 78 ging es um die Durchsetzung konkreter Projekte. Alternative Parteien, alternatives Leben, alternative Zeitungen. Verbunden mit der Hoffnung, dass diese vielen kleinen Projekte in ihrer Fülle und Diversität zur Entwicklung einer besseren Gesellschaft zusammenfinden würden.

Tunix, das war so etwas wie ein Start-up-Kongress der Alternativgesellschaft und zugleich ein Meilenstein beim Aufbrechen bundesrepublikanischer Homogenität. „Diversity“ war zwar noch lange nicht erreicht – und ist es ja bis heute nicht –, aber die Akteure wurden immerhin nicht mehr als Kader gedacht, sondern als zusammengewürfelter Haufen unterschiedlicher Fraktionen und Anliegen. Und intellektuell stand der französische Poststrukturalismus Pate mit seinen Ideen vom Ende der großen Erzählungen und seiner Hinwendung zum Prinzip der „Miel-

heit“, wie es in dem pünktlich zum Tunix-Kongress ins Deutsche übersetzten Merve-Bändchen „Rhizom“ hieß.

Alle, die in dieser Zeitung an den Tunix-Seiten beteiligt waren – die RedakteurInnen, die schreibenden AutorInnen, die FotoredakteurIn, die Layouterin – sind zu jung, um dabei gewesen zu sein. Was damals los war, mussten wir uns erzählen lassen.

Nachgeborener zu sein hat Nachteile, man war eben nicht dabei. Es hat aber auch Vorteile. Man braucht die Fraktionskämpfe, die Selbstrechtfertigungen und die Abgrenzungen der Teilnehmer und der damaligen Beiseitesteher nicht zu wiederholen. Man kann auch schlicht darüber staunen, dass so etwas wie Tunix tatsächlich stattgefunden hat. Das ist dann vielleicht auch ganz gut in Zeiten, in denen das, wofür Tunix steht – das Bunte, das Offene also –, radikal infrage gestellt wird, kulturkämpferisch von der Neuen Rechten, gesellschaftspolitisch von den konservativen Clustern der Bundesrepublik.

Zugleich hat man als Nachgeborener auch eine andere Perspektive. Was den alternativen Projekten bevorstand, konnte man damals ja noch nicht wis-

sen: Überführung in handhabbare hierarchische Strukturen, Coachings und Mitarbeitermeditationen. Mit Willen und kreativem Chaos allein lassen sich eben auf Dauer keine Projekte institutionalisieren.

Wichtiger ist noch ein zweiter Punkt. In dem, was damals so verheißungsvoll erschien, in einer Welt der Projekte und der teilweise flüssigen Strukturen leben wir heute. Mit allen Ambivalenzen, die das mit sich bringt. Sowenig die Hausbesetzer, die auch bald auftrafen, wissen konnten, dass sie einmal die Pioniere der Gentrifizierung sein würden, so wenig konnten die „Mach dein Ding“-Helden von Tunix wissen, dass dieser Slogan einerseits später von globalen Internetkonzernen propagiert werden und andererseits prekäre Belegschaften haben würde. Auch das muss man berücksichtigen, wenn man den Blick nach Tunix zurückwendet.

Aber eins ist klar: In eine Gesellschaft vor Tunix möchte man nicht zurück.

Dirk Knipphals, 54, ist taz-Kultur-Redakteur. 1978 las er die *Bravo* und träumte von einer Fußballerkarriere bei Borussia Mönchengladbach.

Anzeige

taz am wochenende

Abopremie: Die Little Sun Diamond des Künstlers Olafur Eliasson ist Teil eines globalen Projekts für sauberes Licht. Die kleine, federleichte Stehlampe mit Solarmodul (für fünf Stunden helles und danach mehrere Stunden gedämpftes Licht) ist vielfach einsetzbar, ganz ohne Steckdose oder Batterien. Der Ständer ist abnehmbar, und mit dem Trageband können Sie sich die Lampe auch einfach um den Hals hängen.



Print-à-porter

Die neue taz. Getragen von Vielen.

Die taz ist einzigartig in der deutschen Presselandschaft, konzernunabhängig und getragen von der taz Genossenschaft. Der taz Solidaripakt ermöglicht es vielen, die taz zu abonnieren.

Die Solidarität unserer LeserInnen und GenossInnen sichert die Unabhängigkeit der taz. Entdecken Sie unabhängigen und kritischen Journalismus. Die taz am Wochenende für nur 15,90 Euro/Monat finden Sie jeden Samstagmorgen in Ihrem Briefkasten. Wir wünschen ein schönes Wochenende mit der taz.

www.taz.de/we | T (030) 25 90 25 90 | abomail@taz.de

Wenn Sie eine unserer Prämien möchten, beträgt der Mindestbezugszeitraum des Wochenendabos 12 Monate. Auslandsabos zzgl. Versand: 1,80 Euro/Ausgabe.

TAZ VERLAGS- UND VERTRIEBS-GMBH, RUDI-DUSCHKE-STR. 23, 10969 BERLIN



Auch um Musik und ums Abzappeln ging's beim Tunix-Treffen im Audimax. Jongleure und Artisten traten auf
Foto: Raymond Depardon/Magnum Photos/Agentur Focus

KOMM MIT sprach' der Esel

An einem Abend im Dezember 1977 reicht es Stefan König. Zusammen mit Freunden sitzt er an einem langen Esstisch in einer Altbauwohnung in Berlin-Charlottenburg, sie essen, rauchen und reden. Die Berliner kennen sich vom Fußballspielen, aus Kneipen, von der Hochschule. Sie verstehen sich als „Spontis“: Zu jung für die 68er, zu undogmatisch für kommunistische Gruppen. Sie organisieren Uni-Streiks, gehen auf Demos. Aber sie haben bislang vor allem die Erfahrung gemacht zu scheitern. Denn die Auseinandersetzung zwischen Staat und RAF lässt keinen Raum für ihre Themen.

Der Deutsche Herbst liegt hinter ihnen. Die Ermordung des Arbeitgeberpräsidenten Hanns Martin Schleyer, die Entführung der „Landshut“, die Suizide der RAF-Mitglieder in Stammheim. Die *Bild*-Zeitung schreibt im Oktober: „Wer jetzt noch nicht bereit ist, Unbequemlichkeiten seines Freiheitspielraums freiwillig in Kauf zu nehmen, verliert seinen moralischen Anspruch.“

„Macht doch euren Dreck alleine!“, sagen sich die Spontis an diesem Abend. „Wir verweigern uns, verlassen das Land.“ Wirklich auswandern wollen sie nicht, es geht ihnen um die Haltung: Sie wollen nicht weiter anlaufen gegen die Verhältnisse, sondern ihr eigenes Ding machen. Aber wie? König hat eine Idee. „Wir reisen zum Strand von Tunix!“

Stefan König, 22, lebt zu dieser Zeit in einer Kreuzberger Wohngemeinschaft. Er studiert Jura und Ethnologie und trägt gern eine regenbogenfarbene Latzhose. Ein paar Tage nach dem Treffen in Charlottenburg skizziert er zu Hause auf seinem Bett einen Aufruf.

*„UNS LANGT'S JETZT HIER!
Der Winter hier ist uns zu trist, der Frühling zu verseucht, und im Sommer erstickten wir hier. Uns stinkt schon lange der Mief aus den Amtsstuben, den Reaktoren und Fabriken, von den Stadtautobahnen. Die Maulkörbe schmecken uns nicht mehr und auch nicht mehr*

die plastikverschürnte Wurst. Das Bier ist uns zu schal und auch die spießige Moral. Wir woll'n nicht mehr immer dieselbe Arbeit tun, immer die gleichen Gesichter zieh'n. Sie haben uns genug kommandiert, die Gedanken kontrolliert, die Ideen, die Wohnung, die Pässe, die Presse poliert. Wir lassen uns nicht mehr einmachen und kleinmachen und gleichmachen.

*WIR HAUEN ALLE ABI!
... zum Strand von Tunix.“*

König tritt als Autor nicht in Erscheinung, man versteht sich als Kollektiv. Dieses lädt für Ende Januar nach Berlin. Der szenebekannteste Buchvertrieb Maulwurf verbreitet den Aufruf. Bald liegt er bundesweit in Kneipenkollektiven und linken Buchläden aus. Die Leute werden aufgefordert, selbst Kopien zu erstellen und sie zu verteilen. König und seine Mitstreiter fahren Ende Dezember erst mal in den Urlaub. Was sie losgetreten haben, ahnen sie noch nicht. Der Aufruf erreicht Leute mit den unterschiedlichsten Motiven.

*Ein Tankwart fragt:
Spielen da die
Rolling Stones
oder was?*

Eva Quistorp, 32, erfährt in ihrer 7er-WG in Berlin-Wilmersdorf von Tunix. Die WG hat den *ID* abonniert, den Informationsdienst zur Verbreitung unterbliebener Nachrichten. Quistorp arbeitet als Lehrerin an der Gesamtschule und engagiert sich in der Umweltbewegung. Gerade hat sie bei den ersten Sommercamps in Gorleben mitgemacht, wo ein Endlager für Atom Müll entstehen soll. Sie trifft sich einmal in der Woche im Frauenzentrum, um über Feminismus und Ökologie zu sprechen.

Helmut Höge, 30, erreicht der Aufruf zu Tunix in der Wesermarsch. Ein paar Jahre früher hatte er die Nase voll vom

Berliner Stadtleben, verkaufte seine Bücher und kaufte sich dafür ein Fohlen. Als es groß genug ist, Satteltaschen zu tragen, zieht Höge mit ihm durchs Land und arbeitet unterwegs auf Höfen. In der Wesermarsch bleibt er bei Dirk, einem Bauern mit SPD-Parteibuch. Dort erreicht ihn der Aufruf zu Tunix über eine Freundin. Er schreibt in sein Tagebuch: „Dorothe rief an, um mich noch einmal an das Tunix-Treffen zu erinnern, weil ich ja auf dem Land von allen Informationsquellen abgetrennt bin.“ „Das ist doch wohl Blödsinn“, meinte Dirk dazu.“

Michael Jürgen Richter, 19, ist gerade mit der Schule fertig geworden und in eine Kommune in Berlin-Schöneberg gezogen. Acht Leute, fünf Zimmer. Ein wilder Haufen. In die Tür zum Klo sägen sie ein Guckloch. Sie machen alles gemeinsam, gehen viel auf Demos. Im Drugstore, einem linken Jugendzentrum, erfahren sie von Tunix. Dort hinzugehen ist natürlich Pflicht.

In Großburgwedel hört der Schüler Cord Riechelmann, 17, von Tunix. Er ist in den letzten Jahren durch ein paar K-Gruppen gegangen. Länger als drei Monate hat er es bei keiner ausgehalten. Riechelmann hat ein eher diffuses Interesse an Theorie und andere Probleme als den Übergang von der bürgerlichen zur sozialistischen Gesellschaft. Von Tunix verspricht er sich etwas anderes – nicht diese 18-Stunden-Diskussionen darüber, mit welcher Gruppe man bei der 1.-Mai-Demo koalieren kann.

Während König und seine Freunde im Urlaub sind, reist eine Mitstreiterin nach Paris. Sie hat Kontakte zu Leuten um den Philosophen Michel Foucault. Der hat zwei Jahre zuvor seine Kritik am Gefängnisystem, „Überwachen und Strafen“, veröffentlicht und wird von deutschen Spontis begeistert gelesen. Die Franzosen um Foucault sind von dem Tunix-Aufruf elektrisiert.

Zurück in Berlin werden die Initiatoren des Kongresses von der Wirkung ihres Aufrufs überrascht. Wer alles kommen will, wissen sie nicht, wohl aber, dass es viele sein werden.

Ihnen bleiben wenige Wochen für die Vorbereitung. Es bildet sich ein „Koordinationsausschuss Tunix“. Flugblätter werden gedruckt und ein Plakat. Das Motiv: ein Regenbogen, der durch die Häuserschluchten bricht. Es gibt gute Nachrichten von der Technischen Universität: Sie stellt Räume zur Verfügung. Fehlen noch: Übernachtungsmöglichkeiten. Die Organisatoren hängen Zettel in linken Kneipen auf: Wer bietet wo wie viele Schlafplätze an?

Das Programm wächst von selbst. Immer mehr Initiativen melden sich, die ihre Projekte auf dem Kongress vorstellen wollen. König und seine Mitstreiter suchen Räume, verteilen die Veranstaltungen über das Wochenende.

Der Koordinationsausschuss bittet im Westberliner Spontimagazin *BUG-Info* um Spenden: „Der clevere Einfall des Koordinationsausschusses, Lotto zu spielen, ist bis auf einen Achtungserfolg (3 Richtige = 3,50 DM) gescheitert. 30.000 Chipse etwa wird oder hat alles bisher gekostet. Und das ist kein Papentstiel! Deshalb, und vor allem weil TUNIX eine Geschichte von uns allen ist, spendet ein bißchen, wenn ihr könnt.“

Ende Januar ist es so weit: Die Teilnehmer reisen über die verschnittenen Landstraßen aus Westdeutschland an. Ein Tankwart auf dem Weg fragt, was

die recherche

Um das Geschehen der drei Tage Tunix-Kongress nachzeichnen zu können, haben die AutorInnen stundenlang mit Teilnehmern und Organisatoren gesprochen, Berichte, Literatur, Protokolle und Ton- und Filmaufnahmen ausgewertet. Auch die Zeitschriften Dutzender LeserInnen und GenossInnen waren Teil der Recherche. Nicht immer konnte das Geschilderte von einer unabhängigen zweiten Quelle bestätigt werden. Interessant: Manchmal gingen die Erinnerungen erstaunlich weit auseinander.

denn da eigentlich los sei in Berlin: Spielen da die Rolling Stones, oder was?

Cord Riechelmann will nach Berlin trampeln. Auf dem Rasthof Lehrte steckt er seine langen schwarzen Haare in den Rollkragenpulli, das erhöht die Chancen. Ein evangelischer Pfarrer nimmt ihn mit. Der ist links, auf angenehme Weise, denn er macht keinen Gesinnungstest wie die K-Gruppen. Die fragen zum Beispiel: Wie stellst du dir den Übergang zur sozialistischen Gesellschaft vor? Und die richtige Antwort lautet ungefähr so: Reformistisch geht es nicht, durch individuellen Terror aber auch nicht.

Eva Quistorp und ihre Frauengruppe wollen, dass Tunix keine reine Männerveranstaltung wird. Und sie wollen die hässliche TU verschönern. Der Plan: Sie stellen ein Tipi auf. Und verpflegen die Leute mit Gemüse aus Gorleben. Quistorp fährt mit einer Citroën-Ente nach Niedersachsen. Befreundete Bauern schenken ihr einen großen Sack Kartoffeln, krumme Möhren, Steckrüben.

In der Wesermarsch arbeitet Helmut Höge an einem Flugblatt zu Tunix. In seinem „Zwischenruf“ warnt er davor, Tunix als bloße Metapher zu verstehen – warum nicht wirklich abhauen? Dirk, der Bauer, gibt ihm Geld für den Druck. Abends falten sie im Wohnzimmer 200 Blätter auf A4-Größe zusammen. Dann bricht auch er auf. Er lässt sein Pferd bei Dirk und nimmt den Zug nach Berlin.

Aus der Eisenacher Straße in Schöneberg kommt Michael Jürgen Richter mit ein paar Leuten aus seiner Kommune: Signe, Jörgi, Nico der Grieche, Manfred. Sie fahren einen orangefarbenen VW-Bus, es herrscht Partystimmung. Die benachbarte Kommune will auch mit. Sie kommen gerade aus dem KaDeWe und tragen Federboas um den Hals, die sie dort geklaut haben.

Freitag, 27. Januar
An der Technischen Uni hängt alles voll mit Transparenten. „Experimentiert

Fortsetzung auf Seite 20

Fortsetzung von Seite 19

ohne zu wissen wo ihr landet!“, steht in Schreifschrift darauf. Oder: „Es lebe die kurzlebige, pessimistische, revoltierende Jugend.“

Es ist ein großes Gedränge. Man sieht lange Haare und Schnauzbärte, Westen, Palitücher und große Brillen. Nackte Kinder springen herum. Frauen tragen die abgelegten Pelzmäntel der Mütter. Und überall Buttons: gegen Atomkraft, gegen Apartheid, für Feminismus. Viele der Teilnehmenden sind im Gesicht bunt bemalt.

Vorwiegend sind Studierende da, aber auch einzelne Ältere, Buchhändler, Anwälte, spätere Grünen-Politiker wie Hans-Christian Ströbele und Rezzo Schlauch, auch Filmemacher Alexander Kluge ist gekommen. Leute aus Italien sind angereist, die Franzosen haben es ebenfalls geschafft. Schätzungen reichen von 5.000 bis 20.000 Teilnehmern.

Prominente sind gekommen: Neben Foucault auch der französische Psychoanalytiker Félix Guattari und der Philosoph Gilles Deleuze. „Die eingeladenen französischen Stars brachten natürlich ihre eigenen Schleimer mit oder motivierten andere, ihretwegen auf dem Treffen zu erscheinen: subversiv und multinational und mit ein wenig Lidschatten um den wachen Blick“, schreibt Höge in sein Tagebuch.

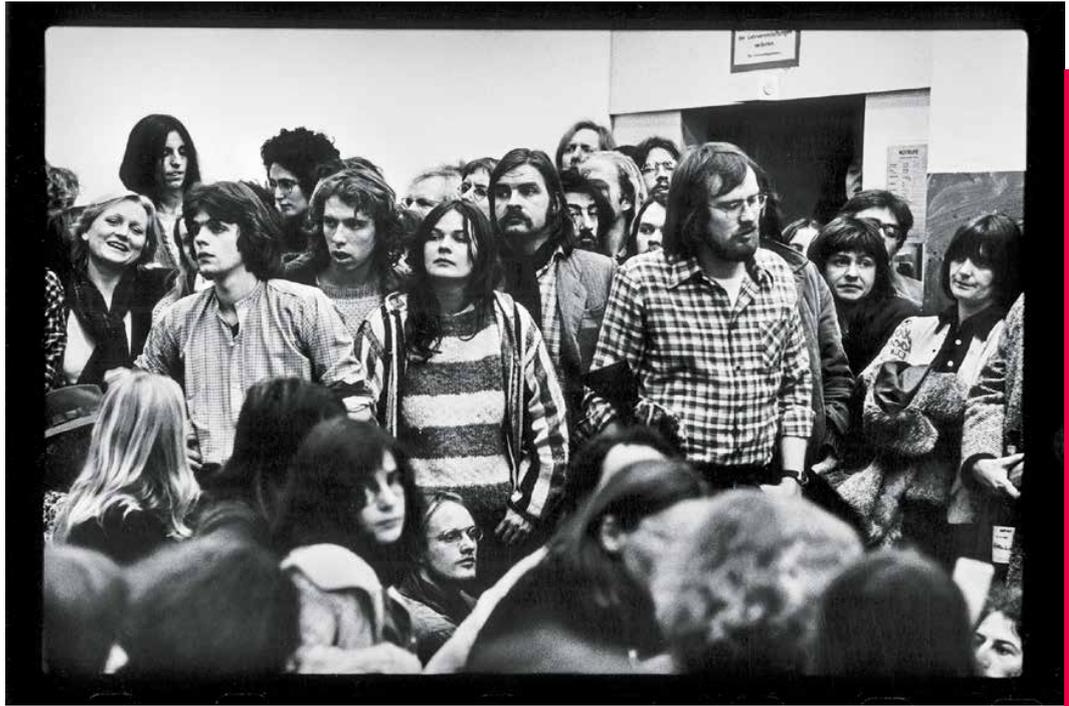
Die Macher einer Kneipe verkaufen Getränke im Foyer, über die Einnahmen finanziert sich der Kongress. Es wird viel getrunken und geraucht. Clowns treten auf, Theatergruppen, Bands.

Im Audimax findet die Eröffnungsveranstaltung statt. Es gibt dort 1.600 Plätze, aber die Leute sitzen auf dem Fußboden, hinter dem Podium. Es sind wohl 3.000 Menschen da. Auf eine riesige Wandzeitung hat jemand gepinselt: „Schöne arbeitslosigkeit – SCHÖNES vakuum“. Eine Frau trägt das Märchen der „Bremer Stadtmusikanten“ vor, Stefan König und seine Freunde haben es bereits in ihrem Aufruf zitiert. „Komm mit, sprach der Esel, etwas Besseres als den Tod werden wir überall finden.“

Félix Guattari, der französische Psychoanalytiker, möchte lauschen. Er sitzt ganz hinten auf dem Podium, an die Wand gelehnt. Höge sitzt daneben und übersetzt für ihn. Es geht um Marxismus und Revolution.

Michael Jürgen Richter bekommt davon nichts mit. In den ganzen Diskursen stecken er und seine Mitbewohner aus der Schöneberger Kommune nicht so drin. Im Moment interessiert er sich vor allem für Musik und Mädchen, wie das so ist mit 19. Im Grüppchen schlendern sie durch das Foyer der TU, wo Stände mit Büchern wie auf einem Flohmarkt aufgebaut sind.

In einer ruhigen Ecke des Foyers baut Eva Quistorp zusammen mit ihrer feministischen Gruppe aus alten Bettlaken, Tischtüchern und Holzstangen eine Art Tipi. Sie verpflegen die Besucher mit krummen Möhren, Kartoffeln und Steckrüben aus Gorleben, sie wollen Chili con Carne und Currywurst



Die Räume sind so voll, dass viele nicht mehr reinkommen. Insgesamt sollen zwischen 5.000 und 20.000 Besucher da gewesen sein. Fotos: Raymond Depardon/ Magnum Photos/ Agentur Focus

etwas entgegensetzen. Ihre Fruchtsäfte stammen aus einer kleinen Mosterei namens Voelkel. Mit einem Tauchstier machen sie Kräutertee.

Ein Mann mit Glatze und Hornbrille kommt am Zelt vorbei. Es ist Michel Foucault. Ein Geistesmensch, denkt Eva Quistorp, als Feministin hat sie lange Männer und ihre Körperhaltungen beobachtet. Dann rempelt Foucault ins Zelt hinein und bringt es zum Einsturz. Ein Clash zwischen männlicher Theorie und feministischem Handeln. Quistorp wird in ihrem Leben keine große Foucault-Anhängerin mehr.

Am Abend gibt es Kulturprogramm, Musik und Abzapfen. „Klaus der Geiger“ tritt auf, „nein, nein, wir woll'n nicht eure Welt!“, und auf der Bühne steht einer und jongliert. Michael Jürgen Richter ist begeistert. Das ist es! Nach der Show quetscht er den Jongleur aus, wie denn das ginge mit den Bällen.

Höges Flugblatt geht bei all dem Trubel unter. Dafür verliebt er sich, in Monika, eine Kindergärtnerin. Nachts, nach den Diskussionen und Veranstaltungen, fegt er mit einigen Leuten in der Wesermarsch hat Höge eine Fegeleidsenschaft entwickelt.

Samstag, 28. Januar
Cord Riechelmann nimmt am Vormittag die U-Bahn nach Moabit. Vor dem

Gefängnis dort soll eine Demo starten, für die Solidarität mit inhaftierten linksradikalen Druckern, die ein Magazin gemacht hatten, in dem Texte der RAF auftauchten.

Es ist kalt. Immer mehr Leute sammeln sich, am Mittag sind es nach Polizeiangaben 4.000 bis 6.000. Es läuft Musik von Ton Steine Scherben. Jemand schmeißt Bonbons. Als sich der Zug in Bewegung setzt, zeigt sich für Sekunden ein Regenbogen – passend zum Tunix-Plakat. „Wenn das kein Beweis ist ... Für was auch immer“, schreibt Helmut Höge in sein Tagebuch.

Dann bringt Michel Foucault das Zelt zum Einsturz.

Vom Gefängnis geht es Richtung Ku'damm. Die alten Parolen werden abgewandelt. „Hoch die internationale Kinderschokolade!“, rufen die Demonstrierenden. „Nieder mit den atlantischen Tiefausläufern!“

Vorn läuft der Frauenblock, Spaziergänger mit Kindern und Luftballons. Dahinter rollt ein Pritschenwagen, be-

hängen mit rosa Papierschlängen und der Aufschrift: „Rosa glänzt der Mond von Tunix“. Die Militanteren laufen im hinteren Teil des Zugs. Parolen werden an Wände gesprüht, „macht aus bullen stullen“.

1.000 Polizisten sind da. Die Leute fangen an, Eier zu werfen. Farbbeutel und Pflastersteine fliegen gegen Wasserwerfer, in Sexshops und auf Banken. Auch auf das Amerikahaus werden Steine geworfen.

Mitten in der Menge rollt ein fliegender VW-Bus, der Lautsprecherwagen. Es ist das Auto von Stefan König, umringt von teils tanzenden Demonstranten. Der Bus zieht eine große schwarz-rot-goldene Flagge hinter sich her. „Modell Deutschland“ steht darauf. Modell Deutschland – das ist der Wahlkampfslogan, mit dem Kanzler Helmut Schmidt in den Wahlkampf 1976 gezogen ist. Die Fahne schleift durch den Dreck. Der Fahrer des VW-Busses, ein Freund von König, wird später wegen Verunglimpfung des Staats und seiner Symbole zu vier Monaten ohne Bewährung verurteilt. In zweiter Instanz wird er freigesprochen.

Später, am Kranzlerock am Ku'damm, hängt die Fahne in Fetzen und brennt. Der Feuerwehrwagen kommt nicht durch. Die Polizei löst die Demo auf und fängt an zu räumen. Sie setzt Knüppel und Wasserwerfer ein, es gibt blaue Flecken, Geschrei.

Zur gleichen Zeit findet im überfüllten Audimax der Technischen Universität eine Diskussion statt. Leute sitzen auf dem kalten Fußboden und hinter dem Podium. Der Berliner Wissenschaftssenator Peter Glotz spricht. Er möchte den Dialog mit den Studierenden, die sich immer weiter von der bürgerlichen Gesellschaft entfernen.

Glotz sagt, es gebe zwei Kulturen, die offizielle und die alternative Kultur. Diese zwei Kulturen hätten schon eine unterschiedliche Sprache, was die Verständigung erschwere.

„Ficken!“, ruft jemand und bekommt Beifall.

„Das allerdings ist ein Begriff, der in beiden Kulturen verstanden wird“, kontert Glotz. Doch ihm ist es ernst: „Wir müssen aufpassen, dass nicht sehr viele in solch eine andere alternative Kultur wegstippen.“

Auch Studierende aus Göttingen sind auf dem Podium, unter ihnen auch „Mescalero“. Nach der Ermordung von Generalbundesanwalt Buback hatte ein Göttinger Autor unter diesem Pseudonym geschrieben, er könne eine „klammheimliche Freude nicht verhehlen“. Das sorgte bundesweit für Empörung. Glotz fragte öffentlich, welches Grauen die Mittelschicht überkommen müsse, wenn sie sehe, welches Bewusstsein in ihren Kinderzimmern gewachsen sei. Auf dem Tunix-Kongress antwortet einer der Teilnehmer: „Welches



Sind das die besorgten Bürgerinnen von '78? Zwei Damen mit Hut am Rande des Tunix-Treibens. Oben sieht man die Mode der frühen Alternativbewegung: Ein Pelzmantel von Mutti, ein Palituch über Mund und Nase gezogen ... auch eine Lederjacke ist zu sehen. Die Fahne der „Autonomie“ wird hochgehalten

Grauen muss die überkommen, die in diesen Kinderzimmern der Mittelschichten groß geworden sind?"

Plötzlich ruft jemand: „Auf dem Ernst-Reuter-Platz haben die Bullen dichtgemacht!“ Draußen seien Genossen von der Polizei eingekesselt worden. Glotz geht mit einem der Tunix-Organisatoren raus, um die Lage zu klären. Einige Zeit später laufen die Befreiten wieder in die Uni ein.

Am Ku'damm löst sich die Demo auf. Stefan König sieht durch die Scheiben seines VW-Busses, wie die Demonstranten in alle Richtungen rennen. Irgendwann ist das Chaos verschwunden, die Straße leer, sie fahren weg. Cord Riechelmann läuft vom Café Kranzler zu Fuß zur TU. Überall sind Menschen. Riechelmann hat normalerweise Platzangst, hier aber fühlt er sich wohl.

Die Räume sind so voll, dass viele in die Veranstaltungen gar nicht erst reinkommen. Kneipenkollektive haben Stände im Foyer. Es wird über die Situation im linken Buchhandel gesprochen, über zerstörerische Städteplanung. Kollektive berichten, wie man Biowein in Frankreich anbaut oder eine Aussteigerkommune auf dem Land gründet. Es wird über die „Machenschaften der Atomindustrie“ informiert, über erste technische Versuche zu Wind- und Solarenergie mit Kleinanlagen.

Im Foyer hält ein Typ mit Lederjacke eine Rede. Er endet mit: „Ich habe da auch keine Lösung für, deswegen gebe ich das Mikro jetzt mal weiter.“ Riechelmann denkt: „Geil. Muss doch auch mal sein.“ Diese verlaberten Diskussionen findet er sensationell.

Die Leiterin des Merve-Verlags Heidi Paris spricht Riechelmann an. Riechelmann ist schüchtern, Paris schön und vertrauenswürdig. „Schon was vor heute Abend?“, fragt sie. Und lädt ihn in den Dschungel ein, die Szenedisko Westberlins, da kommen ein paar Leute. Riechelmann hat einen Stadtplan dabei, Paris macht ihm ein Kreuz beim Winterfeldplatz.

Die „Stadtindianer“ aus Nürnberg, eine als pädophil bekannte Kommune, tanzen mit Kindern auf der Bühne. Darüber gibt es Diskussionen: Sind das nicht die „Kinderficker“? Aber wirken die Kinder nicht so fröhlich und frei? Erst viel später wird das Thema sexueller Missbrauch in der alternativen Szene aufgearbeitet werden.

Auch Stefan König hält an diesem Tag einen Vortrag, der gegen Ende in Geschrei untergeht. Auch eine Erklärung der Gefangenen der Bewegung 2. Juni wird verlesen, unzensuriert.

Ein Reporter vom Informationsdienst ID schneidet auf dem Flur Gesprächsfetzen mit:

„Interview achtstreichzwei Klappe.“

„Halt mal die Klappe.“

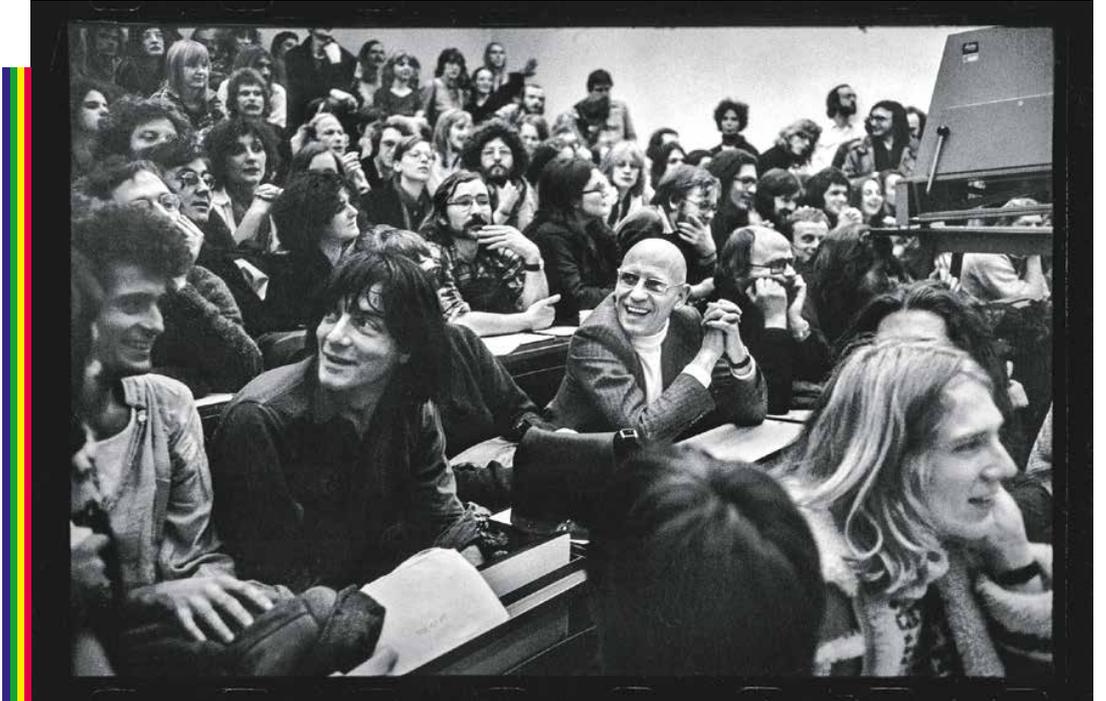
„Ätschl!“

„Haben Sie Feuer?“

„Ja, ich wollt nur mal was über meinen Feuerbestand sagen, ja, sie wissen ... Ei, hier rennen ja Typen rum, da steh ich ja so drauf.“

„Können wir das auch abdrucken?“

„Ja, ich bitte darum. All die schönen Menschen hier, die vielen jungen Leute,



Michel Foucault (Mitte) hat gute Laune beim Tunix-Kongress. Der Sitznachbar zu seiner Rechten ist der Philosoph André Glucksmann. Fotos: Raymond Depardon/Magnum Photos/Agentur Focus

das find ich also, ich bin ganz fertig, also es ist wie, wie auf 'nem Trip, wirklich es ist so abgefahren und so drauf, die Leute alle und alles so ihsi und harmonisch, ohhh und alles so gut drauf, je es ist wie im nirwana, wirklich päredeis nau.“

„Meine Tochter heißt Tunichte, mein Sohn Tunichtigut.“

17 Uhr, das Audimax ist wieder brechend voll. Auf dem Podium sitzt eine Gruppe Männer, darunter Hans-Christian Ströbele. Sie sind eingeladen worden, um ihr Projekt vorzustellen: eine linke Tageszeitung. Ein Gast aus Paris ist gekommen, von der Tageszeitung *Libération*, die es schon seit 1973 gibt. Die deutsche undogmatische Linke soll ein ähnliches Medium bekommen. Unabhängig und kritisch. Alle sind aufgerufen mitzumachen. Es gibt viel Applaus. Dann stellt sich Ströbele vor, wie der Korrespondent der noch zu gründenden Zeitung aus dem Waldstadion berichtet, wie Hertha BSC die Frankfurter Eintracht fünf zu null schlägt. „Pfui!“, ruft einer.

Abends in der Taverne am Lützowplatz. Tausende drängeln in die Halle hinter der heutigen CDU-Zentrale. Das „Mobile Einsatzkommando“ singt: „Und ich weiß, das ganze Leben hat erst dann einen Zweck, wenn wir endlich die Arbeit schmeißen, wir wollen leben wie's uns schmeckt.“ Aus einem riesigen Topf werden Schnitzel verteilt.

Gegen Mitternacht kommt Cord Riechelmann im Dschungel an. Da sind Transvestiten, schöner als jede Frau, die er bisher gesehen hat. Stilbewusste Leute. Heidi Paris, Michel Foucault. Er trägt einen hellen Rollkragenpullover und Jackette. Kein Stil für Pop oder Herrenmagazine, aber für diese Figur, für diesen Moment genau das Richtige. Die Dominanz homosexueller Lebensform haut ihn fast um. Er verbringt den Abend mit Staunen. Um vier Uhr früh verlässt er die Disko. Der bisher vollste Tag seines Lebens geht zu Ende.

Alles so ihsi und harmonisch, ohhh und alles so gut drauf, wirklich päredeis nau

Helmut Höge kommt im Dschungel vorbei, um seinen Freund abzuholen, der ist der Geschäftsführer. Sie fegen den Laden.

Sonntag, 29. Januar

11 Uhr, wieder ist das Audimax voll, draußen stehen die Leute Schlang. Auf der Bühne Prominenz: Der Psychoana-

lytiker Félix Guattari und der Antipsychiatriepapst David Cooper, ein gewaltiger Mann mit einem gewaltigen Bart. Er hat in England eine experimentelle Forschungsstation für Schizophrenie geleitet und vertritt ähnlich wie Foucault die These, dass Wahnsinn ein gesellschaftliches Produkt ist.

Irgendwer hat Stroh auf die Bühne gelegt, nackte Kinder spielen darin. Im Publikum sind welche, die später die Irrenoffensive gründen werden. Sie schimpfen über die verrückt machende Gesellschaft. Es entbrennt ein Kampf ums Mikrofon. Aus dem Publikum schreien Leute: „Ruhe!“ Andere: „Lasst sie ausreden!“ Dann steht David Cooper auf, schnauft: „I have to go.“ Er verlässt den Raum, seine Anhänger auch.

Helmut Höge, auch im Publikum, schreibt in sein Tagebuch: „Die Spontis sind eben Schizos.“

Am Sonntagabend ist alles vorbei. Stefan König, der Tunix mit initiiert hat, fährt erschöpft in seine WG. Er hat wenig Schlaf bekommen. Cord Riechelmann trampelt vom Kontrollpunkt Dreilinden nach Hause. Der Jonglierbegeisterte Michael Jürgen Richter radelt zurück in die Kommune. Auf seinem Gepäckträger sitzt ein Mädchen.

Auf dem Bauernhof in der Wesermarsch schreibt Helmut Höge: „Vom Tunix-Treffen aus Berlin zurück. Alles war rosa dort. Alles. Selbst die Liebe.

Es war so schön.“ Monika besucht ihn dort, sie hat einen Schal dabei, in Erinnerung an die Demo in Regenbogenfarben gehäkelt.

Epilog
Stefan König wird Strafverteidiger. Er vertritt Erich Mielke genauso wie einen der Exvorstände der Berlin Hyp im Berliner Bankenskandal.

Eva Quistorp gründet die Grünen mit und sitzt später für sie im Europäischen Parlament.

Cord Riechelmann wird Stammgast im Dschungel und gehört später zu den Gründungsarbeitern in der Bar Kumpelnest 3000.

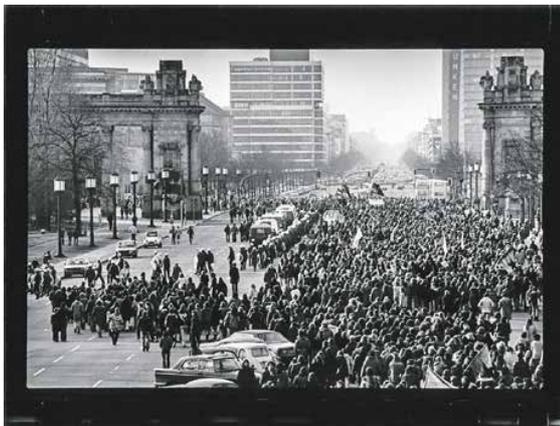
Helmut Höge treibt sich zwischen der Toskana und Bremen herum. 1980 wird er Autor der gerade gegründeten taz und später auch Aushilfshausmeister.

Michael Jürgen Richter gründet in Oldenburg den Circus Radieschen und bringt Kindern das Jonglieren bei.

Antje Lang-Lendorff, 40, ist taz-Redakteurin. Sie wurde wenige Tage vor dem Tunix-Kongress geboren.

Johanna Roth, 28, ist Redakteurin im Meinungsressort der taz. Ihre Eltern waren 1978 frisch verlobt.

Philipp Daum, 29, ist Redakteur der taz am wochenende. Er schreibt jetzt auch Tagebuch – für die Nachgeborenen.



Blick auf die Demo am 28. Januar 1978: Ein Teil des Zugs erreicht die Technische Universität in Berlin-Tiergarten. Nicht überall ist die Polizei an diesem Tag so entspannt wie die Beamten im Parka auf dem rechten Bild. Auch der deutsche Schäferhund macht brav Sitz



TRAUM
ist
Wirklichkeit

Tageszeitung
ab 4.2.

| | | | |
|------|-----|----|----|
| Bln | 883 | 25 | 53 |
| ID | 313 | 99 | 82 |
| 4352 | 883 | 84 | 23 |

Der Tunix-Kongress war der entscheidende Impuls für die alternative Bewegung. Ohne ihn gäbe es heute womöglich weder die Grünen noch die taz. Beide Projekte fanden dort ihre Mitstreiter. Frauenthemen dagegen waren unterrepräsentiert. Was wurde aus den Ideen, die damals diskutiert wurden?



Hans-Christian Ströbele, Johannes Winter und Max Thomas Mehr stellen das Projekt einer linken Tageszeitung vor. Alle drei waren später Mitbegründer der taz.
Fotos: Günter Zint (auch die freigesetzten Schriften oben)

Grünes Ideenlabor

Die Grünen sind ohne Zweifel eine beispiellose Erfolgsstory. Liberalisierungen wie die doppelte Staatsbürgerschaft oder die Ehe für alle verdanken wir ihnen, den Atomausstieg, den die CDU-Kanzlerin klaut, sowieso. Der grüne Lifestyle ist fest etabliert, Biosupermärkte sind gut besucht, Carsharing und Radfahren sind in, und am Klimawandel zweifeln nur noch die AfD oder Donald Trump. Haben sich die Grünen zu Tode gesiegt? Unbestritten ist, dass sie das, was auf dem Tunix-Kongress im Plenum leidenschaftlich diskutiert wurde – Feminismus, Ökologie, gesundes, regional produziertes Essen –, in Parteiprogrammatik gossen. Tunix war das Ideenlabor für die neue Partei, auch wenn sie erst zwei Jahre später, im Januar 1980, offiziell gegründet wurde. Die Grünen setzten viele der bei Tunix diskutierten Ideen durch und fügten sich gleichzeitig unter großen Schmerzen in den bundesrepublikanischen Mainstream ein.

Von Anfang an bewegte sich die junge Partei im Spannungsfeld zwischen überschäumendem Idealismus und kühlem Pragmatismus. 1998, als sie es erstmals in die Bundesregierung schaffte, war der Kosovokrieg schon in vollem Gange. Die friedensbewegten Grünen legten unter Joschka Fischer eine außenpolitische Kehrtwende hin und stimmten der Beteiligung Deutschlands zu. Farbbeutelwurf, ein heiser brüllender Fischer, Kriegshetzer-Rufe, am Ende entschieden sich die Grünen fürs Regieren und gegen die Opposition. So ging es weiter, den unbestrittenen Erfolgen der rot-grünen Regierung standen Fehler

gegenüber, die die Partei erst spät als solche benannte. Die Grünen warben damals begeistert für die Agenda 2010 und die Hartz-Gesetze, beförderten also den Boom schlechter bezahlter Arbeit und gegen Arbeitslose gerichteter Sanktionen – auch wenn dies fast nur der SPD angekreidet wird. Und heute? Nach einem Wahlkampf 2013, der auch auf linke Umverteilung setzte und katastrophal endete, schritt ihre Verbürgerlichung rasant voran. Die Grünen trugen harte Asylrechtseinschränkungen mit und drückten sich vor einer engagierten Steuerpolitik, um mächtige Wirtschaftsverbände nicht gegen sich aufzubringen. Nicht zuletzt lösten sie sich endgültig aus der taktischen Bindung an die SPD. Was bei Tunix noch undenkbar gewesen war, dass man im Zweifel auch mit den Konservativen reden muss, um gestalten zu können, bezweifelt heute in der Partei kaum noch jemand. Die verantwortungsvoll geführten Jamaika-Sondierungen waren nur der letzte Ausdruck dieser Entwicklung. Doch wahr ist auch: Die Strategie der zahmen Bürgerlichkeit ist gescheitert. Schließlich war das Wahlergebnis 2017 kaum besser als das von 2013. Dass die Grünen weiter gebraucht werden, ist dabei evident. Sie sind die einzige politische Kraft, die die Dramatik der Klimakrise erkannt hat. Doch ob sie sich als linksliberale, sozialpolitisch engagierte Partei verstehen oder als aufs Ökologische fokussierte Scharnierpartei der Mitte, ist nicht entschieden. 1978 war der Moment des Aufbruchs der grünen Bewegung; ihr Ende ist offen.
Ulrich Schulte

Medienpioniere

Am zweiten Tag des Tunix-Kongresses ging es im Audimax der TU Berlin um das Projekt einer linken Tageszeitung. An diesem Tag wurde die alternative Öffentlichkeit nicht erfunden – sie war längst da. Es gab den Informationsdienst zur Verbreitung unterliegender Nachrichten, Lokal- und Szeneblätter, Stadtmagazine und erste feministische Publikationen. Auch ein Überbau lag längst vor. Alexander Kluge und Oskar Negt hatten 1972 geschrieben, Öffentlichkeit, wie sie sich darstelle, sei eine „Organisationsform der Diktatur der Bourgeoisie“. Weil etwa die Erfahrungen der Proletarier in den Fabriken in bürgerlichen Zeitungen keine Rolle spielen würden. Nun aber, bei Tunix, schlossen sich die bestehenden Initiativen für eine – und das war doch neu – überregionale Tageszeitung zusammen. Es ging um die Überführung von Theorie und Brainstormings in eine alternative Praxis. Es war einfach die Zeit dafür. Wie sich die existierenden Medien etwa der Nachrichtensperre während der Entführung Hanns Martin Schleyers unterworfen hatten, hielt man für skandalös. Der Berliner *Tagesspiegel* schrieb nach dem Kongress über das neue Zeitungsprojekt. „Als Anlaß für die Gründung wurde die ‚freiwillige Gleichschaltung‘ der Presse während der Entführung Schleyers bezeichnet sowie die darauf folgende ‚Sympathisantenhetze‘.“ Wenn das objektiv war, was da berichtet wurde, dann – so der Gedanke – nein danke. Tunix-Teilnehmer wurden zitiert, die neue „linke Zeitung solle nicht mehr ‚dem Fetisch

der Sorgfaltspflicht und der Objektivität‘ huldigen und notfalls auch unbewiesene Nachrichten verbreiten“. Vor allem sollten auch die jeweils Betroffenen, vom Knacki bis zur Arbeitslosen, zu Wort kommen, aus deren Sicht sonst nicht berichtet wurde. Auch diese sogenannte Betroffenenberichterstattung hat Tunix nicht erfunden. Aber der Kongress wirkte wie ein Multiplikator. Seine Außenwirkung sorgte mit dafür, dass alternative Ideen von nun an auch in die existierenden Medien einsickerten. „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo“ etwa, die Geschichte der Christiane F., die *Stern*-Reportern von ihrer Drogenkarriere erzählte, erschien noch im Tunix-Jahr 1978. Das subjektive Erzählen hielt 1981 sogar Einzug in den „Tatort“: Kommissar Schimanski war quasi sein erster Icherzähler. So wurde die alternative Vorlage zu einem Standard. Wie so oft gilt auch hier: Wird etwas aus der Nische von der Stange produziert, folgt es also einer Verkaufslogik, verliert es an Kraft. Die Betroffenencouch etwa, die Jahrzehnte nach Tunix in einer Talkshow herumstrahlte, trug zur politischen Debatte wenig bei. Auch die Inflation des journalistischen Selbsterfahrungsberichts ist eine zweiseitige Sache; in der ökonomischen Realität heutiger Medien wird manche subjektive Geschichte auch deshalb in Auftrag gegeben, weil für längere Recherchen das Geld fehlt. Trotzdem haben die bis heute geführten Diskussionen über blinde Flecken des Journalismus die Medien zum Guten verändert. Und die Pioniere von Tunix haben dazu beigetragen. Klaus Raab



„Laßt eure Sinne brennen“: Teilnehmer mit Transparenten im Audimax der TU
Foto: Günter Zint

Fahrrad ohne Fisch

Bei Wikipedia steht über Tunix: „Auch die Frauenbewegung fand hier den entscheidenden Aufschwung.“ Selten so falsch gelegen, Wiki. Die Frauenbewegung fand auf dem Tunix-Kongress, laut Chronik, in Form eines winzigen Tipis statt, das Eva Quistorp mit einigen Mitstreiterinnen aufgestellt hatte. Es gab Beschwerden, dass die Organisatoren des Kongresses den Frauen wenig Raum zugestehen wollten. Auf den Podien: Männer; zu Wort meldeten sich: Männer. Mit anderen Worten: Die Frauenbewegung war beim Tunix-Kongress weitgehend abwesend. Ihren entscheidenden Aufschwung hatte die Frauenbewegung ganz und gar ohne Tunix: Die Bewegung für das Recht auf Abtreibung mitsamt der „Ich habe abgetrieben“-Kampagne im *Stern* (1974) hatte Anfang der Siebziger ihre Hochphase, Schlüsselwerke wie Verena Stefans „Hütungen“ und Alice Schwarzers Buch „Der kleine Unterschied“ waren 1975 erschienen, 1977 hatte bereits der zweite große Frauenkongress stattgefunden. Mit den Zeitschriften *Courage* (*1974) und *Emma* (*1977) gab es bereits eine breite feministische Öffentlichkeit, 1979 hatten beide zusammen eine Auflage von 155.000 Exemplaren, Frauenhandbücher und Frauenkalender waren ebenfalls in traumhaft hohen Auflagen erschienen. Warum aber war diese florierende Bewegung dann bei dem Kongress, der als Geburtsstunde der Alternativenbewegungen gefeiert wird, quasi nicht vorhanden? Die Antwort auf diese Frage umreißt das gesamte Drama der Beziehung zwischen Linker und Frauenbewegung in Deutschland. Leider hatte eben nicht nur die Betonlinke der K-Gruppen, sondern auch die Sponti-Linke mit dem Thema Frauen nichts am Hut. Hatten 1968 die Frauen noch Toppäten auf SDS-Funktionäre geworfen, weil diese über

ehrliche Arbeitsteilung nicht diskutieren wollten, so war die Spaltung 1979 längst zementiert. Die Frauen brauchten keinen Tunix-Kongress mehr und auch keine neue Bewegung. Sie hatten sich schon lange eine eigene gemacht. Von heute aus betrachtet, wirkt die lange Phase der Autonomie der Frauenbewegung wie ein Irrweg, der die Feministinnen in die Isolation getrieben hat. Feminismus wurde lange Jahre gleichgesetzt mit Ablehnung von Männern. Heute wundern sich die Jungfeministinnen, dass die älteren sich so eingeeigelt haben. Sie sind ganz anders. Anne Wizorek fordert in ihrem Buch „Weil ein Aufschrei nicht reicht“ in einem ganzen Kapitel männliche Solidarität ein. Und bekommt sie auch – wenn auch zögerlich: In der #MeToo-Debatte haben sich erstmals seit Langem namhafte männliche Journalisten für Feminismus engagiert und ihre eigene Rolle in patriarchalen Strukturen hinterfragt. Kein Grund, sich über die Älteren aufzuregen. Die Zeiten waren eben andere. Die Bildungsexpansion hatte gerade erst eine nennenswerte Anzahl von Frauen an die Unis gespült. Mansplaining war der Normalzustand und nicht etwas, was man benennen konnte. Eine Frau, die mit einem Mann über Befreiung diskutierte, konnte sicher sein, dass er am besten wusste, wie sie sich zu befreien hatte (ja, genau so, wie Sie jetzt denken). Kein Wunder, dass sich Feministinnen in den Siebzigern und Achtzigern eine Haltung zulegte, die Männer abschreckte. Sie sollte abschreckend sein – aus gutem Grund. Zudem ist es natürlich für Frauen nach wie vor extrem wichtig, einmal im Leben kapiert zu haben, dass eine Frau ein wunderbares Leben ganz ohne Männer haben kann. Der berühmte Fisch ohne Fahrrad. Kaum Feminismus bei Tunix? Macht'nix. *Heide Oestreich*

Rosa-Mond-Lebensgefühl

Auf dem Tunix-Programmzettel ist es dokumentiert: Das erste gesellschaftliche und obendrein linke Event, bei dem schwule Männer als unverblümt Homosexuelle programmatisches formulierten. „Rosa glänzt der Mond von Tunix“ steht dort für den Freitagabend verzeichnet, 22 Uhr, im Schwulenzentrum an der Kullmer Straße. Geboten werden sollen: „Kunst, Lyrik, Musik, Essen, Tanzen undsoweiter“. Bis zum Tunix-Kongress hatte es das nicht gegeben, jedenfalls nicht dort, wo der heterosexuelle Mainstream das Sagen hatte: Schwules im unversteckten Sinne. Überall gab es auch damals lesbische Frauen und schwule Männer in Parteien, Gewerkschaften und anderen gesellschaftlichen Machtapparaten – aber sie wurden nicht sichtbar und sollten es nicht sein. Schwules? Schon das Wort auszusprechen vor Nichthomosexuellen galt als krass intim und peinlich. Die alternative Homobewegung, die „schamlos schön“ war (Corry Littmann), räumte damit auf. Es war eine andere Generation, die ans Rudern kam, und Tunix war auch ihr Catwalk. Die Überlieferung, beim Tunix-Kongress seien die Christopher-Street-Paraden „erfunden“ worden, ist indes zu schön, um wahr zu sein: nichts als großwahnsinnige Anmaßung. Die ersten beiden CSDs fanden im Jahr darauf statt, in Bremen und in Westberlin, und beim Tunix-Kongress spielte der politische Glutkern dieser Homoparaden gar keine Rolle, nämlich die militante Abwehr von korrupter Polizei bei deren Kontrollen queerer Lokalität

in der New Yorker Christopher Street. Tunix – und anderthalb Jahre später der outgesourcte „Homolulu“-Kongress in Frankfurt am Main – hatte in schwuler Hinsicht Selbstvergewisserung zum Thema und blieb deutsch-provinziell. Immerhin: Mit der Gründung des ersten offenen schwulen Buchladens „Prinz Eisenherz“ in Westberlin ging aus dieser Blütezeit der autonomen Schwulenbewegung ein Projekt hervor, das der heterosexuellen Macht eine Alternative entgegensetzte. Dort ließ sich literarisches, Sachkundiges und auch Erotisches erwerben, ohne dass man sich durch die Frage, „Haben Sie Schwul, na und?“ hätte selbst exotisieren müssen. Die autonome Tradition, die Tunix begründete, hat auch bei Schwulen zu Enttäuschungen geführt. Michel Foucault, Theorieheilig (nicht nur) jener Szene, feierte im Jahr darauf die iranische Revolution, die niemandem so entschieden nach dem Leben trachtet wie den Homosexuellen. Die alternativen Projekte suchten – bis heute mit Erfolg – den Kontakt zum nähernden Sozialstaat. Und die CSDs wurden erst mächtig in den mittleren achtziger Jahren, als es um wirklich Existenzielles ging, die Aidskrise, die bürgerrechtliche Gleichstellung, später dann die Ehe für alle. Die Party im Schwulenzentrum soll übrigens großartig gewesen sein, aber das hatte mit Tunix nur bedingt zu tun – die Partys im Schwul waren und sind immer berauschend. Der Mond, er leuchtete rosa und gebar ein Lebensgefühl. *Jan Peddersen*

Kongresse nach Tunix

Homolulu
So nannte sich im Juli 1979 das erste internationale Homosexuellentreffen in Frankfurt am Main.

Häuser wurde im Herbst 1981 wochenlang protestiert.

Tuwat-Treffen I
Konzerte, Kiezküchen, Krawalle: Gegen die Räumung besetzter

Tuwat-Treffen II
Im September 1981 gründete sich der Chaos Computer Club: „Damit wir als Komputervierks nicht länger unkoordiniert vor uns hin wusel.“

Verrücktheit selbst verantworten

Rauschebart und langes Haar, übergewichtig, in Schwarz gekleidet: Das war David Cooper, ein Guru der Antipsychiatrie in den 60er und 70er Jahren und Referent auf dem Tunix-Kongress in Berlin. In der chaotischen Veranstaltung zeigte sich, wie schwierig es in der Antipsychiatriebewegung war, persönliche Betroffenheit, Wut und Hilfsbedürftigkeit mit kollektivem politischem Anspruch zu verbinden – oder eben diese Ebenen auch auseinanderzuhalten. Die Bemühungen der Bewegung, die Psychiatrie zu humanisieren und den Betroffenen eine Stimme zu geben, haben trotzdem gefruchtet. „Der größte Erfolg der Antipsychiatrie ist das Patientenverfügungsgesetz“, sagt Peter Lehmann über das Gesetz, das erst 2009 kam. Der Berliner Medizinerjournalist, ehemals selbst Psychiatriebetroffener, gründete im Jahre 1980 die „Irrenoffensive“ und war einige Jahre im Vorstand des Bundesverbandes Psychiatrie-Erfahrener (BPE) aktiv. Der BPE und andere Selbsthilforganisationen werben heute für den Abschluss von „Patientenverfügungen“. Darin kann man bestimmte psychiatrische Behandlungen, etwa die Gabe von Neuroleptika, von vornherein ablehnen. Einer Patientenverfügung muss im Fall der Fälle „Ausdruck und Geltung“ verschafft werden, verspricht der Paragraf 1901a BGB. Das Horrordrama der alten „Zwangspanychiatrie“ von gefesselten, gegen ihren Willen niedergespritzten PatientInnen ist heute kein zentrales Feindbild mehr. In den Kliniken gelten allerdings Neuroleptika nach wie vor als Behandlung erster Wahl bei Psychosen. Kritiker beschäftigen sich daher heute viel mit den Langzeitschäden,

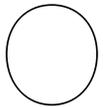
die die Behandlung mit solchen Medikamenten verursacht. Antipsychotika können Krämpfe, Bewegungsstörungen, Diabetes und andere Folgeprobleme hervorrufen. Die Frage lautet: Was kommt danach? Als alternative Ansätze der Psychosenbehandlung gelten die „Soteria-Konzepte“, die einige wenige Kliniken anbieten. Darunter versteht man die Begleitung von Menschen in Psychosen mit keinen oder nur wenig Medikamenten, mit Unterstützung von Therapeuten und von Psychoseerfahrenen, in einem geschützten Raum. Das Soteria-Konzept entspricht noch am ehesten den Vorstellungen der Antipsychiatrie, die eine Psychosebegleitung auf „Augenhöhe“ zwischen „Verrückten“ und HelferrInnen forderte. Was aber ist aus den Schuldzuweisungen der Antipsychiatrie geworden? Es ließ sich nicht belegen, dass „schizophrenogene“ Kommunikationsformen in Familie und Gesellschaft die Hauptschuld am Entstehen von Schizophrenie tragen. Der Hamburger Klinikambulanzleiter und Therapeut Thomas Bock plädiert heute für eine ganzheitliche Sicht: „Wir brauchen den Rückkopplungsprozess zum Inneren, zur Psyche, zum Lebensverlauf“, sagte er in einem Interview, „die betroffenen Menschen sollten die Chance haben, sich das Geschehen wieder anzueignen und eben nicht abzuspalten.“ Es bringt nichts, die „Schuld“ am eigenen Leiden an den Staat, die Psychiater oder Mutter und Vater zu delegieren. Auch Verrückte können und sollten Selbstverantwortung übernehmen. Letztlich war auch die Veranstaltung auf dem Tunix-Kongress, trotz des Chaos, ein Schritt in Richtung dieser Selbstermächtigung. *Barbara Dribbusch*

HOCH DIE hedonistische INTERNATIONALE

Könnte es Tunix heute noch mal geben? Wohl kaum.

Die Idee von damals aber lebt weiter – auf den Kongressen von Hackern, Tortenwerfern und Spaßgueriller@s

Von John F. Nebel



Obwohl der Name Tunix in linken Kontexten immer wieder mal herumschwirrt, war der Kongress selbst für mich nie ein Thema. Dann las ich den „Aufruf zur Reise nach Tunix“. Und war begeistert. Ich wäre damals sofort nach Berlin gereist.

40 Jahre später und nach nun schon einigen Jahren der bleiernen Merkel-Zeit, die Stillstand als Innovation glorifiziert, Freiheiten abbaut und dabei die Schere von Arm und Reich auseinanderreibt, wäre heute eine Reise nach Tunix mehr als angebracht. Ein neuer Aufbruch aus dem Nichts. Ein Neuanfang. Oder zumindest ein Zeichen. Sollte es also eine Neuauflage des Tunix-Kongresses geben?

Nein. Denn wie das mit Legenden so ist, lässt sich auch diese nicht einfach so neu auflagen. Außerdem gibt es seit Jahren Kongresse, die in der Tradition von Tunix stehen – und denen man den Aufbruch von damals unterschieben könnte, ohne dass es groß auffallen würde.

Seit acht Jahren lädt die Hedonistische Internationale, ein loses Netzwerk

aus Spaßgueriller@s und aktionsorientierten Gruppen, im Frühling zu ihrem Weltkongress. Beim ersten Mal, 2010 in einer alten Grenzkaserne in der Altmark, wollten sich die einzelnen Sektionen des kurz vor dem G8-Gipfel in Heiligendamm aus dem Boden geschossenen Netzwerks – das damals vor allem mit Kommunikationsguerilla, Straßenprotesten und zivilem Ungehorsam auffiel – einfach mal treffen. Was damals mit knapp 100 Menschen begann, ist inzwischen zu einem Kongress mit fast 2.000 Menschen angewachsen.

Bei diesem Treffen, das Hippies, Hacker, Technos, Linksradikale, Undogmatische, Anarchist*innen, Nudist*innen, kurz: „Freaks, Freunde und Genossen“, wie es bei Tunix damals hieß, zusammenbringt, wird fünf Tage nichts anderes gemacht, als den Spaß an der Aktion, die Freude am Leben und die Lust am Widerstand zu feiern.

Es gibt wohl kaum eine Konferenz mit siebenköpfigen Podien, auf denen alle Teilnehmenden früher einmal mit eigenen Händen Politikern eine Torte ins Gesicht geworfen haben, Moderator inklusive. Und während der mittlerweile über siebzigjährige Erfinder des politischen Tortenwurfs die besten Kniffe in Theorie und Praxis verrät, diskutieren in der Sauna Menschen mit einem echten Hedgefondsmanager, der endlich mal fundierte Kapitalismuskritik hören will, während er versucht, die Teilnehmenden mit dem Verschenken von 200-Euro-Scheinen auf die dunkle Seite der Macht zu ziehen. Nachts bauen Leute eine kunstvolle Straßenbarrikade aus Bierbänken, während in einem humorvollen Vortrag in verräucherter Kneipatmosphäre die skurrile Blutigkeit von Nationalhymnen analysiert wird.

Immer wieder laufen Nackte durchs Bild, hört man Spanisch und Englisch oder irgendjemandes Musik.

Schon Tage vor dem Start des Programms reist ein guter Anteil der Menschen an, um aufzubauen. Schließlich ist eine andere zentrale Idee dieser Veranstaltung mit ihrem etwas größenwahnsinnigen Namen Mitmachen und Selbermachen. Dahinter steht die Haltung, dass es nicht Veranstalter-Crew und Gast gibt, sondern nur Teilnehmende, die alle für das Gelingen ver-



antwortlich sind; dass niemand Geld verdient. Weil Kommerz nicht nur scheiße ist, sondern auch alles kaputt machen würde.

Vor ein paar Jahren beispielsweise fragte der Mann, der bisher immer für die Wasserversorgung auf dem Kongress verantwortlich gewesen war, in jener Aufbauphase in die Runde: „Wer hat noch nie eine Wasserinfrastruktur für ein großes Festival aufgebaut?“ Eine Frau meldete sich und organisierte gleich noch andere Interessierte. Der vorherige Mann fürs Wasser malte in jenem Jahr dann nur noch bunte Schilder und gab allenfalls ein paar Tipps.

Im nächsten Jahr schon hatte die Frau selbst die Verantwortung für das Wasser und zeigte anderen, wie so etwas geht. Es ist diese Mischung aus Ausprobieren und Weitergeben, die eine ungeheure Kraft entwickelt.

Der Enthusiasmus befeuert – ähnlich wie bei Tunix. So geht das in allen Bereichen des Weltkongresses. Am Ende ist das Wissen so breit, dass die Leute mit neuen Eindrücken, Ideen, Konzepten und Freund*innen nach Hause fahren. Und dann selbst in Aktion treten können, neue Projekte starten – ganz ohne die Hedonistische Internationale.

Der Weltkongress ist nicht die einzige Veranstaltung, die nach diesem Prinzip verläuft. Schon mehr als 30 Jahre macht der Chaos Computer Club seine jährlichen Konferenzen zwischen Weihnachten und Silvester. Mittlerweile kommen 15.000 Menschen, mietet der CCC die größten Messehallen Deutschlands. Es sind nicht mehr nur Nerds und Hacker da, sondern eine bunte Mischung von Menschen, deren gemeinsamer Nenner vielleicht am besten mit Misstrauen gegenüber Autoritäten, technischer Neugier und dem Wunsch nach einer freien und offenen Gesellschaft beschrieben ist. Inzwischen kann man sogar offiziell Bildungsurlaub auf dem Kongress machen. Die Öffnung des Kongresses – raus aus der eigenen Subkultur, raus aus der Männerfalle, rein in noch mehr Vernetzung – ist eine der großen Leistungen derjenigen, die das auf den Weg gebracht haben, allen Widerständen zum Trotz. Doch es geht nicht nur um Protest: Auf dem viertägigen Kongress werden die Zukunft verhandelt und die Folgen von Technik auf Politik und Gesellschaft ausgelotet. Dabei ist die Konferenz Wissensvermitt-

lung in der Digitalen Gesellschaft und Selbstvergewisserung von Widerständigkeit – das alles gepaart mit einem blinkenden Stinkefinger in Richtung Herz der Bestie. Denn dieser Kongress zeigt, dass man ohne Werbung, Sponsoring und Ausverkauf ebenso riesige wie relevante Gesellschaftskonferenzen mit medialer Strahlkraft machen kann.

Auch beim CCC-Kongress ist einer der Pfeiler das Mitmachen. Mehr als jeder zehnte Teilnehmende schiebt Arbeitsschichten und macht das ganze wunderbare Ding so möglich. Auch hier geht es nicht um Gewinne und Kohle. Auf dieser Konferenz können alle so sein, wie sie sind. Oder wie sie sein wollen.

Der Weltkongress der Hedonistischen Internationale, der CCC-Kongress – und sicherlich noch ein paar andere – zeigen heute den Weg zum Strand von Tunix. Ganz anders als damals vor 40 Jahren. Aber doch in der gleichen Tradition: „Jeder kann seine eigenen Parolen und Gedanken formulieren, malen, singen und wir können trotzdem – oder gerade deswegen – gemeinsam kämpfen“, hieß es damals im Aufruf, und es gilt noch heute. Widerstand lebt vom Verbünden, vom Vernetzen und von der Vielfältigkeit der Ansätze.

Der Weltkongress und der CCC machen Mut. Es braucht nur viel mehr davon. Legt einfach los! Und dann heißt es einmal mehr: „Wir flaggen unsere Traumschiffe mit den buntesten Fahnen und segeln in den Süden davon – zum Strand von Tunix.“

John F. Nebel, ist Journalist und bloggt bei Metronaut.de über Aktivismus und Grundrechte. Im Januar 1978 konnte er gerade krabbeln.

taz genossenschaft

SELBER SCHULZ.

Die Zeiten ändern sich.
Bestimmen Sie mit,
in welche Richtung.

Setzen Sie ein Zeichen für Meinungsvielfalt und gegen Meinungsmache: Weil unsere demokratische Gesellschaft eine unabhängige Presse braucht, sichern mehr als 17.500 Menschen die publizistische und ökonomische Unabhängigkeit ihrer Zeitung.

Erwerben auch Sie Eigentum an einer unabhängigen Tageszeitung im Besitz ihrer LeserInnen. Mit einer Einlage ab 500 Euro (wahlweise auch in 20 Raten zahlbar) werden Sie Mitglied der taz Genossenschaft.



geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

Anzeige